

Frère François

Ich glaube,
hilf meinem
Unglauben

Ich glaube, Herr,
hilf meinem Unglauben

Wie kann die Bibel an einer Stelle von einer „Fülle des Glaubens“ (Hebräer 10,22) sprechen, also von einem vollen Bewusstsein zu glauben, und an einer anderen von einem „Glauben groß wie ein Senfkorn“ (Lukas 17,6), der dem kleinsten aller Körner gleicht? Wie kann man die Beziehung zwischen diesen beiden Behauptungen begreifen, wie ihnen beiden in unserem Leben einen

konkreten Sinn geben? Der Vater des epileptischen Kindes wagte es, Jesus mit der ganzen Kraft, die die Angst verleiht, in einem einzigen Satz zu sagen: „Ich glaube, Herr, komme meinem Unglauben zu Hilfe“ (Markus 9,24).

Man kann den Glauben als etwas Karges empfinden. Es heißt gerne, „allein der Glaube“ muss genügen. Hier legt man auf Entäußerung wert: der Glaubende muss sich damit begnügen, nichts weiter zu haben, keinerlei Beweis zu erhalten, nicht gesehen zu haben, nicht zu wissen oder gar zu begreifen, nichts zu empfinden. Und dennoch, gibt es etwas, das unser Leben so sehr bestimmt, wie dieser scheinbar so karge Glaube? Nichts hat die Entscheidungen eines Lebens so tief beeinflusst und die Kontinuität in diesem Leben so gestärkt wie dieses Wenige an Glauben, das fast nichts ist. Ohne befürchten zu müssen, sich zu täuschen, kann man sagen, dass der Glaube in unserem Leben alles ist, und letztlich kann man mit derselben Berechtigung sagen, dass er fast nichts ist. Es ist unmöglich, darzulegen, was er in sich selbst ist. Ich habe ihn nicht, er gehört mir nicht. Der Zweifel folgt ihm aus nächster Nähe, ist ihm auf den Fersen, wie es der Vater des epileptischen Kindes in seiner Bitte trefflich zum Ausdruck bringt.

Ist der Zweifel also wie der Wurm, der sich bereits in der Frucht befindet und sie schließlich verfaulen und auf den Boden fallen lässt? Nicht unbedingt. Der Zweifel bleibt immer möglich, weil Gott uns in nichts einen Zwang auferlegen will und die Freiheit unseres Herzens bis zum Äußersten achtet. Man wäre versucht zu sagen: Dies kommt daher, dass Gott in uns Vertrauen hat und

sich nach einer Beziehung mit uns sehnt, in der absolut nichts erzwungen ist. Der Zweifel kann gefährlich werden: Unter ihm tut sich ein Abgrund auf. Aber man kann ihn niemals als Fremdkörper oder als fehl am Platz behandeln. Er ist da, weil es den Glauben gibt.

Freilich machen die Zeiten, in denen wir heute leben, die Gegenwart des Zweifels eindringlicher denn je. Früher konnte man mit einer ganzen Gemeinschaft von Gläubigen glauben, trugen einen die Überzeugungen einer gesellschaftlichen Größe, sei es die Kirchengemeinde oder die Kirche in ihrer Gesamtheit. Selbst wenn wir uns heute ebenso sehr auf den Glauben aller anderen Zeugen stützen, funktioniert diese Unterstützung durch gesellschaftliche Größe nicht mehr auf dieselbe Weise. Der Glaube ist viel persönlicher geworden. Oft unterscheidet er uns von den Menschen, die uns am nächsten stehen. Und indem er zu einem persönlichen Schritt wurde, wurde er unvermeidlicherweise auch angefochtener.

Zudem hat die moderne Wissenschaft die Neigung, den Glauben strikt in den inneren Bereich zu verweisen. Ohne immer unbedingt darauf aus zu sein, läuft sie Gefahr, den Glauben in seiner eigentlichen Natur zu treffen. Denn der Glaube an Christus schreibt sich immer in die Geschichte ein und erschließt uns einen Auftrag auf dieser Erde. Indem die exakten Wissenschaften, aber auch die Humanwissenschaften wie die Psychologie, den Glauben auf den inneren Bereich zurückverweisen, können sie ihn viel angreifbarer machen, weil sie ihn seines Zugriffs auf das konkrete Leben berauben, ihn daraus entlassen, der Geschichte verpflichtet zu sein. Auch in diesem Punkt wird der Zweifel eindringlicher. Wir ha-

ben uns dennoch nicht über diese Gegebenheit zu beklagen. Denn die wahre Natur des Glaubens tritt ebenfalls stärker hervor.

Sich auf Jesus hinbewegen

Mit Recht wurde häufig gesagt, dass Glauben im Neuen Testament zunächst nicht darin besteht, schwer zu verstehende Wahrheiten für wahr zu halten oder hinzunehmen. Der Glaube stellt sich in ihm auch nicht als jene große Standhaftigkeit dar, die bestimmte jüdische Kreise zur Zeit Jesu charakterisierte, als die Erfüllung der Verheißungen Gottes derart auf sich warten ließ.

Man könnte sagen, dass der Glaube im Neuen Testament zunächst die Form einer Bewegung annimmt und dass er in einem Schritt besteht, nämlich dem, „zu Jesus zu kommen“. Vielleicht sollte man sogar sagen, dass er vor einem „sich Hinbewegen auf“ zunächst grundlegend einfach ein Durst, ein Verlangen ist: „Wenn jemand Durst hat, komme er zu mir, und es trinke, wer an mich glaubt“ (Johannes 7,37). In diesem Text stellt Johannes „kommen zu“ und „glauben an“ parallel nebeneinander (vgl. 6,35) und weiß doch gleichzeitig, dass dieses „zu Jesus kommen“ letztlich von einer geheimen Anziehungskraft abhängt, die der Vater bereits auf das Herz ausgeübt hat (6,44).

In erster Linie betrifft der Glaube also nicht bestimmte Wahrheiten oder Verheißungen für die Zukunft, ja nicht

einmal eine Erhellung der Existenz eines transzendenten Gottes. Er beginnt mit einem „hingehen“ in Richtung auf Jesus als Person zu, und dieses „gehen“ entspringt oft einem Durst. Insgeheim war das Herz bereits am Werk. Schon wird es hingezogen. Mit der Inkarnation, mit der Gegenwart Jesu als Mensch, nimmt der Glaube zunächst eine äußerst einfache Form an: Ein Verlangen kann in sich den Beginn des Glaubens enthalten; eine Bewegung bedeutet schon den Anfang des Wegs.

An mehreren Stellen des vierten Evangeliums können wir einer solchen Wegstrecke folgen. Im 9. Kapitel wird die Heilung eines Blindgeborenen erzählt. Zu Beginn weiß dieser nur, dass er von „dem, den man Jesus nennt“ (V. 11) geheilt worden war. Später behauptet er bereits, dass jener „ein Prophet ist“ (V. 17.). Als ihm widersprochen wird, geht er noch einen Schritt weiter: Für ihn kann es sich nur um einen Mann Gottes handeln, denn wenn er nicht von Gott käme, hätte er nichts tun können (V. 31 und 33). Als er schließlich Jesus erneut begegnet und in ihm den Menschensohn erkennt, beugt er den Kopf bis zum Boden hinab und sagt: „Ich glaube“ (V. 35-38). Welchen Weg hat er zurückgelegt! Zunächst vage Vorstellungen, dann ein Durchbruch zum Geheimnis und schließlich eine Geste der Anbetung. Einer, der gar nicht sehen konnte, ist jetzt so tief ergriffen, dass die Tatsache, dass er nun sehen kann, vorerst nichts mehr bedeutet. Das Licht ist für ihn innerlich geworden, und dieses Licht genügt ihm.

Im 20. Kapitel zeichnen sich ebenfalls mehrere solche Wegstrecken ab. Petrus und Johannes laufen zum Grab. Sie stellen fest, dass es leer ist und die Tücher sehr sorg-

fältig aufgeräumt wurden. Über den geliebten Jünger sagt das Evangelium, dass „er sah und er glaubte“ (V.8). Es wird nicht näher ausgeführt, was er glaubte. Hatte er eine Vorahnung? Maria von Magdala war es gegeben, den Auferstandenen zu sehen. Sie hat ihn erkannt, als er sie bei ihrem Namen rief (V.16). Am Abend des selben Tages konnten auch die Apostel Jesus sehen. Sie haben die Wundmale seines Leidens überprüft. Den Glauben aber legt Jesus in ihr Inneres, indem er über sie haucht, ihnen sein eigenes Leben einhaucht (V. 20 und 22). Die Wegstrecke dieses Kapitels endet erst mit Thomas. Dieser konnte nicht glauben, erlebt aber in der Gegenwart Jesu einen Umbruch, sicherlich weil er die Wundmale des Leidens Jesu vor Augen hatte, aber wahrscheinlich noch viel mehr, weil ihm klar wurde, dass Jesus in seinem Herzen gelesen hatte. Wenn Thomas sagt: „Mein Herr und mein Gott!“, verweist die Anrede wiederum auf die Anbetung des von Jesus Ergriffenen (V. 27- 28).

Jeder kann das eine oder andere Element solcher Wegstrecken für sich selbst bemerken. Es erscheint mir frappierend, dass sie einerseits mit sehr wenig beginnen und andererseits dass Christus während des zurückgelegten Weges viel gegenwärtiger ist als der Suchende es vermuten kann. Auch wir können von uns sagen: Wir haben uns mit fast nichts auf den Weg gemacht, und je mehr wir vorankamen, desto mehr wurde uns bewusst, dass der, auf den wir zugehen, uns bereits kannte. Seine Anziehungskraft ging uns voraus. Der Glaube gehört nicht zu den Dingen, die man messen kann. Er besteht nicht nur in einem „Sich Hinbewegen auf“. Er ist bereits in sich selbst Gegenwart dessen, auf den man zugeht.

Christus in uns durch den Glauben

Als Jesus nicht mehr physisch unter den Seinen ist, drückt sich die Bewegung hin zu ihm nicht mehr in einer Ortsveränderung – Hingehen und Nachfolgen – aus, wie es vor der Auferstehung der Fall war. Wer an ihn glaubt, tut noch immer einen Schritt, dieser besteht aber darin, sich ihm zu überlassen, sich auszuliefern und ihm den Platz zu räumen. Das Paradoxe des Glaubens wird dabei evidenter: Er ist fast nichts, und er ist das, was mehr als alles zählt. Er besteht darin, Jesus beständig die Tür unseres Herzens zu öffnen und dabei zu wissen, dass er sich bereits darin befindet. Gibt es etwas Ärmeres, etwas Zweckfreieres als dies: jemandem öffnen, der schon da ist? Christus bewohnt mich nicht wie ein Fremder, der mich aus meiner Wohnung vertreiben will. Er ist da als einer, der mich liebt, der sich in mich hineinversetzt, der in seiner Liebe tief in mir mehr ich ist als ich selbst. Dennoch fällt mir es zu, ihm ohne Unterlass zu öffnen, denn zwischen ihm und mir bleibt alles etwas Persönliches, nichts geschieht ohne mich, automatisch. Alles geschieht auf der Ebene einer lebendigen Beziehung.

Paulus drückt dies sehr feinfühlig aus: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus ist es, der in mir lebt; was ich aber gegenwärtig in meinem Fleisch (im schwachen und sterblichen Menschsein) lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich liebt und sich für mich hingegeben hat“ (Galater 2,20). Christus ist gegenwärtig

tig, weil wir uns ihm gegeben haben, indem wir an ihn glaubten: Von nun an lebe nicht mehr ich, sondern er, der in mir wohnt. Solange wir jedoch in diesem Leben sind, können wir es nur im Glauben leben, indem wir uns ohne Unterlass ihm übergeben, indem wir uns ihm überlassen, indem wir ihm unser Herz öffnen.

In diesem Sinn können wir auch Johannes begreifen, wenn er den Glauben als „den Sieg, der über die Welt triumphiert hat“ (1 Johannes 5,4) beschreibt. Johannes möchte uns nicht nahelegen, dass wir unseren Glauben so weit überspannen sollen, dass die Welt keinen Zugriff mehr auf uns hat und uns nicht mehr verführen kann. Nein, er erinnert daran, dass wir, als wir zum Glauben kamen, Christus in unser Leben eintreten ließen und dass dadurch die Welt mit dem, was sie uns glauben machen will, entlarvt wurde. Seither halten wir die Tür unseres Herzens für Christus offen, für ihn, der „in uns stärker ist als der, der in der Welt ist“ (1 Johannes 4,4). Seit diesem Augenblick können wir sagen, dass er unser Glaube ist.

Paulus verwendet im Übrigen einen seltsamen Ausdruck: „der Glaube Christi“ (zum Beispiel Philipper 3,9). Es geht also nicht nur um einen Glauben an Christus oder den Glauben in ihn, also um Anerkennung dessen, was Christus ist, und ein Sich-Überlassen, ein Vertrauen in ihn. Es geht um mehr: Der Glaube wird eine Gabe von ihm erfahren, es ist Glaube Christi und ich empfangen ihn als das, wodurch er mich mit sich vereint und mich leben lässt wie er. Wiederum scheint mein Anteil am Glauben fast nichts zu sein. Und dennoch wird mir mit dem Glauben alles geschenkt. Dieses „fast nichts“ bestimmt meine ganze Seinsweise.

Wer bist du?

An dieser Stelle meiner Überlegungen bleibe ich zunächst bei zwei Fragen stehen, die in den Evangelien auftauchen: die eine wird Jesus gestellt, und mit der anderen befragt er uns.

Zunächst die Frage, die die Leute Jesus stellen: „Wer bist du?“ (Johannes 8,25)

Glauben ist schwer. Das hängt mit der Natur des Glaubens zusammen. Denn wer glaubt, steht vor Dingen, die nicht bewiesen werden können. So weit der Glaube authentisch ist, wird er stets etwas Zerbrechliches an sich haben, eine Zerbrechlichkeit, die ihm sozusagen innewohnt. Die Schwierigkeit zu glauben hängt freilich auch mit der Identität jenes Jesus zusammen, an den ich glaube. Ich möchte ihn gerne selbst fragen: „Wer bist du?“ Selbst wenn es stimmt, dass der Glaube an sich zerbrechlich ist, kommt uns diese Frage letztlich von deiner Person her in den Sinn: Herr Jesus, wer bist du also?

Wärst du eine große religiöse Gestalt gewesen, könnte ich dich bewundern und dein Leben und deine Lehren als Lebensregel übernehmen. Aber ich würde auf Abstand bleiben, ich würde nicht in dich glauben. Ich könnte zwar viel von dir lernen und dich auf diese Weise in meine Nähe holen, ich bliebe dennoch diesseits des Glaubens, ich würde mich nicht ganz überlassen. Ich hätte vielleicht sogar das Gefühl, nicht erfaßt zu haben, wer du bist.

Denn du warst so anders als die großen religiösen Gestalten der Menschheit. Du warst zwar sehr religiös: Die

Evangelien berichten, wie du gebetet hast. Aber selbst in dieser Hinsicht bist du noch ganz anders. Dein Leben gleicht so wenig einem Aufstieg. Nirgendwo stellst du dich als eine geniale Aufgipfelung der Menschheit dar. Askese, Meditation, Kampf und Leiden dienten dir nicht dazu, ein höheres Erfahrungsstadium zu erreichen. Die Bewegung deines Lebens ist eine andere. Keine langsame Eroberung, keine harte Initiation, keine zunehmende Vervollkommnung. Du folgst zwar der Entwicklung menschlichen Wachstums, bist aber ein Wesen, das schon von seinem Ursprung her als Gabe lebt. Alles liegt bei dir in dem, was du zum Sein empfangen hast, sozusagen in deiner „Natur“.

Was du über Gott sagst, macht nicht den Eindruck als hättest du das erst am Ende eines langen Weges entdeckt. Du sprichst darüber, als wäre alles evident. So sehr, dass du über ihn in einer Weise zu reden vermagst, die selbst ein Kind verstehen kann. Und wenn du sagst, daß man die Feinde lieben soll – eine letzte Wahrheit, jenseits derer es nicht mehr nötig ist, eine noch tiefere zu suchen –, bringst du dies nicht als eine Frucht einer mühevollen Suche vor, sondern als eine Evidenz, die mit dem gegeben ist, was du bist. Du hast es nicht nötig, diesen Aufruf zu rechtfertigen, die Gründe für diese Wahrheit zu nennen. In deinem Mund ist sie einfach und klar. (Wir lieben alle immer zu wenig.)

Das Bedürfnis, das jede menschliche Erfahrung prägt, das Bedürfnis, etwas zu erwerben und zu erreichen, charakterisiert dein Leben nicht. Zumindest wenn ich die Evangelien lese, machst du eher den Eindruck zu empfangen, immer wieder zu empfan-

gen. Dein Wesen ist ganz und gar Gabe von oben. Die symbolische Sprache sagt es treffend: Du bist der, der von oben kommt (Johannes 3,31). Du kommst von anderswo her. In deinem Leben liegt ein Naturell, eine Unschuld, die sich nur auf diese Weise erklären lassen. Dein Ursprung scheint völlig anders als der unsere zu sein. Selbst die religiösesten, die erhabensten Menschen waren nie dermaßen einfach.

Wenn ich Mühe habe, mir deine Geburt und deine Auferstehung zu erklären, genügt es mir, meinen Blick auf das zu konzentrieren, was du gemäß dem Evangelium unbestreitbar gewesen bist. Von dort aus findet alles, was mir schwierig erscheint, seinen Platz. Allein deine Person, dein Verhalten offenbaren schon, dass du nicht von hier stammst und ich dich nicht nach den Gesetzen dieser Welt beurteilen kann. Du weißt, woher du gekommen bist und wohin du gehst (Johannes 8,14). Die beiden Enden deines Lebens, deine Ankunft und dein Weggehen, die beiden Augenblicke, in denen sich Himmel und Erde berühren mussten, empfangen ihr Licht von der Mitte, von dort, wo ich dich sehe, wie du bist und handelst.

Als Gabe von oben kannst du nur herabsteigen. Du hast das Gewicht jeder großen Gabe. Du bist „herabgestiegen“, wie es im Evangelium heißt (Johannes 6,33 und 38) und du steigst immer noch herab. Alles liegt in dieser Bewegung: herabsteigen, sich zu den Menschen gesellen, die sich weiter unten befinden und die unerreichbar erscheinen. So erklärt das Wort „Gabe“ nicht nur, woher du stammst. Es gibt auch zu verstehen, wohin du gehst. Du kehrst zum Vater zurück, von dem du

gekommen bist, aber du kehrst in derselben Bewegung einer Gabe dorthin zurück. Diese Rückkehr könnte man Aufstieg nennen, in Wirklichkeit jedoch findest du nur dadurch zum Vater zurück, dass du diese Gabe sich vollkommen verströmen lässt. Angesichts des Gewichts dieser Liebe – der Liebe des Vaters, der dich den Menschen schenkt, deiner eigenen Liebe, aus der du dich hingibst – hat der Tod keine Macht mehr. Die unüberwindliche Barriere wurde überschritten. Wir können dich jetzt fragen, wohin du gehst, weil ein Weg gebahnt wurde. Du bist zum Vater zurückgekehrt, und wir gehen von nun an zusammen mit dir hinüber.

Du warst oft sehr diskret über dich selbst. Um etwas über deine Herkunft und das Ende deines Lebens zu sagen, hast du geheimnisvolle Ausdrücke verwendet. Dies war beabsichtigt. Man musste durch den Glauben zu dir kommen. An uns liegt es nun, den Sinn dieser Diskretion zu erraten.

Wo ist euer Glaube?

Der Glaube ist nicht zuerst Zustimmung zu Wahrheiten oder Hinnahme einer Behauptung, die nicht nachgeprüft werden kann, sondern wesentlich Vertrauen, ein Sich-einem-anderen-Überlassen, seinem Wort oder seiner Fähigkeit, zu tun, was er verspricht. Wer glaubt, mißt nicht länger alles nach dem eigenen Maß. Er schaut nicht auf sich selbst. Er überlässt sich ganz.

Freilich, der Glaube, den man Christus schenkt, kann nur wachsen, wenn er sich auf Wissen stützt. Je mehr ich weiterkomme, desto unerlässlicher wird es für mich, tiefer zu begreifen, was mich anfangs zu ihm hingezogen hat und mich bewegt hat, ihm mein Vertrauen zu schenken. Das hebräische Wort für Wissen zielt im Übrigen weniger auf eine intellektuelle Herangehensweise als auf eine Gemeinschaft zwischen Personen. Wenn ich Christus erkennen will, versuche ich also zu vertiefen, was ich über ihn erfahren kann, wie die Evangelien über ihn sprechen und wie ihn die anderen Schriften des Neuen Testaments als Lebenden zeigen.

An einer der persönlichsten Stellen, die er geschrieben hat (Philipper 3,4-11), wechselt Paulus ohne Schwierigkeit vom Glauben Christi zur Erkenntnis Christi. Der Glaube lässt ihn alles, dessen er sich hervortun konnte, ablegen, um sich nur noch Christus anzuvertrauen, und so wird dieser Glaube notwendig persönliches Erkennen Christi, im konkreten Leben, Erkenntnis der Macht seiner Auferstehung und Gemeinschaft mit seinem Leiden.

Da Christus keine Gestalt der Vergangenheit ist und es nichts Statisches an sich hat, mit ihm zu leben, bleibt Vertrauen auch jetzt noch bestimmend für unsere Weise zu glauben. Denn wir werden unaufhörlich vor unvorhergesehene Situationen gestellt. Schon das Leben an sich lässt uns nie stehenbleiben. Aber mehr noch, Christus selbst ruft uns, ihm dorthin nachzuzufolgen, wohin er uns vorausgeht.

Niemand kann einen Vertrauensvorrat anlegen. Man vermag zwar eine gewisse Unbeschwertheit zu erwerben

oder die eigenen Überzeugungen zu festigen. Man kann sich mit dem Wort „Vertrauen“ durchtränken lassen und sich immer wieder die Texte vorsagen, die von ihm sprechen. Aber das Vertrauen, das man jemandem schenkt, wird immer im Unterwegssein gelebt. Der Weg führt uns in ungekannte Situationen, er wird manchmal fast unwegsam, er kann sogar in eine Finsternis hinunterführen, in der es keinen spürbaren Halt mehr zu geben scheint. Dann zählt nur noch Er. Unmöglich, weiter auf sich selbst zu schauen. Es gilt nur das Wenige zu erlauschen, das man von seiner Stimme hört, den kleinen Schein zu erhaschen, den man von seinem Licht noch wahrnimmt. Und bisweilen kann die Angst so groß werden, dass man nichts mehr hört und sieht.

Wie konnte Jesus in solchen Situationen seinen Jüngern ihren „geringen Glauben“ (Matthäus 6,30;8,26;14,31;16,8) vorwerfen? Kann man den Glauben etwa messen? Hätten sie einen größeren Vorrat an Vertrauen haben müssen? Inwiefern war ihr Glaube ungenügend? Wollte er etwa, dass sie selbst fähig geworden wären, sich schwierigen Gegebenheiten zu stellen oder sie zu lösen? Es ist eigenartig, dass der Evangelist Matthäus in ein und demselben Vers den Vorwurf des „geringen Glaubens“ und die Verheißung, die einem „Glauben groß wie ein Senfkorn“ gilt (17,20), nebeneinander stellen konnte. Wenn der Glaube an sich fast nichts ist, wie kann man Menschen tadeln, die einen geringen Glauben haben?

Hätte sich der Glaube der Jünger in einem Maße aufplustern sollen, dass sie die Dinge von oben herab behandeln und damit in den Griff bekommen? Eine

solche Haltung hätte doch recht wenig mit dem Geist des Evangeliums, mit dem schlichten Vertrauen armer Männer und Frauen übereingestimmt. Vielleicht zielt der Ausdruck „geringer Glaube“ eher auf ein zu „kurzsichtiges“ Vertrauen, das auf dem Weg stehengeblieben ist, als gäbe es Bereiche, in denen man nicht auf Jesus zählen kann, ein Vertrauen, das die Macht Jesu auf das begrenzt, was nur geistlich oder innerlich ist, und seine Gegenwart mitten in der Schöpfung oder der Geschichte nicht erkennen kann. Die Jünger sind nicht weit genug gegangen. Sie sind zu dem zurückgekehrt, was ihnen möglich schien, anstatt es zu wagen, einfach mit fast nichts weiter zu gehen, allein mit Jesus. Ihr Vertrauen war kurzsichtig.

Ich behalte manche Menschen im Gedächtnis, die zwar mit vielen Zweifeln lebten, aber sich mit großer Kühnheit engagiert haben. Sie vermochten dem geringen Licht, das der Glaube enthält, den Vorrang zu geben. Dieses kleine Licht hatte für sie unendlich mehr Gewicht als die intelligentesten Überlegungen, die sich ihnen anboten. So sind sie weit gegangen und niemals stehen geblieben. Ein voller, ganzer Glaube kann also gleichzeitig ein ganz kleiner Glaube sein. Er spürt alles, was ihn trüben kann, aber er lehnt es ab, sich spalten zu lassen, indem er sich nur auf einen Teil des Lebens beschränkt. Der Glaube beruht gänzlich auf dem, an den er glaubt. Er hat seine Grundlage nicht in sich selbst. Er hat nur Ihn. Und Ihn kann er nicht für sich behalten, auf sein persönliches Maß reduzieren. Er ist uns immer voraus und lässt uns mit dem Eindruck zurück, nicht genug Glauben zu haben.

Lukas erzählt die Geschichte von der Stillung des Sturmes auf seine Weise und ersetzt dabei den Vorwurf Jesu an seine Jünger („Warum habt ihr Angst, Menschen geringen Glaubens?“) durch die Frage: „Wo ist euer Glaube?“ (Lukas 8,25). Lukas schwächt den Vorwurf ab und wünscht sich eine Antwort des Lesers. Ich würde mir gerne vorstellen, in einer ähnlichen Lage zu sein und die Frage Jesu als an mich gerichtet zu hören. Es scheint mir, ich hätte unweigerlich geantwortet: „Aber du bist unser Glaube“. Es ist evident, dass in uns der Glaube fehlt. Er ist niemals auf der Höhe der Gabe, die uns gemacht wurde, und er kann angesichts kritischer Ereignisse nicht bestehen. Aber wenn du da bist, glaube ich. Du nimmst alles auf dich, auch meinen Mangel an Glauben. Deine Gegenwart ist Gegenwart des Glaubens.

Die Geschichte des Vaters des epileptischen Kindes, die eingangs erwähnt wurde, zeigt noch besser, wie nahe Jesus dem Menschen ist, der nicht glauben kann. Der Vater näherte sich Jesus und sagte: „Wenn du etwas tun kannst, so habe Erbarmen mit uns und komm uns zu Hilfe“ (Markus 9,22). Die Worte „wenn du kannst“ gibt Jesus dem Vater zurück und fügt hinzu: „Alles ist dem möglich, der glaubt.“ Er sagt gleichsam zum Vater: „Es ist an dir, Vertrauen zu schenken.“ Er wartete freilich nicht ab, er stellte sich an die Seite dieses Vaters, und als es diesem nicht gelang zu glauben, nahm er auch das auf sich. Er hat zusammen mit dem Vater geglaubt und so ist das Unmögliche geschehen. Wir müssen also nicht meinen, dass sich ein schwacher Glaube fern von Jesus befindet. Er selbst kommt den Menschen zu Hilfe, denen es schwer fällt zu glauben.

Ein aufrichtiger Glaube

Im zweiten Brief an Timotheus erinnert Paulus an den aufrichtigen Glauben, der in Timotheus ist (1,5). Aufrichtiger Glaube heißt wörtlich ungeheuchelter Glaube, Glaube ohne Heuchelei. Es geht also um einen Glauben, der keinen Bruch hat zwischen dem, was man glaubt, und dem, was man lebt. Es ist begreiflich, dass Paulus dies an Timotheus lobt. Würde es nicht jeder tun, wenn er sieht, dass ein Mensch aus seinem Glauben alle Konsequenzen zieht? Wer sich umgekehrt weigert, sie in die Tat umzusetzen, diskreditiert alle Worte des Glaubens.

Aber es gibt auch eine andere Form der Heuchelei: den Glauben für etwas verwenden, was er nicht enthält, das Bestreben, ihn mit attraktiveren, interessanteren, subtileren Theorien zu überholen, Christus für Anliegen einzuspannen, die vom Evangelium abweichen. Es stimmt zwar, dass jeder Glaube sich entfaltet, wenn er in Tun und in Wissen umgesetzt wird. Der Glaube als solcher aber kann niemals in den Dienst von Interessen gestellt werden. Was er gibt, bleibt auf der Ebene des Glaubens. Sobald er zur Ideologie oder Gnosis wird, ist er entstellt.

Auf der intellektuellen Ebene beispielsweise bleibt der Glaube Grundlage jeder Überlegung. Er wird nie etwas anderes als ein armer, unaufhörlich aufs Neue empfangener und zugleich empfangender Glaube sein. Von dieser Grundlage kann man sich nicht entfernen. Und im Bereich des geistlichen Lebens haben Menschen mit der größten Unterscheidungsgabe unermüdlich wieder-

holt, dass es nicht außerordentliche Gefühle oder Erfahrungen sind, die die Gemeinschaft mit Gott garantieren; diese lebt stets von schlichtester Offenheit, weil sie sich nur ganz ohne Gegenleistung schenken kann und unendlich überschreitet, was wir uns aneignen konnten. Wie es Johannes vom Kreuz zu Beginn seines Aufstiegs auf den Berg Karmel sagt: „Der Glaube, der Glaube allein, ist das geeignetste und passendste Mittel zur Vereinigung der Seele mit Gott.“

Auf geheimnisvolle Weise ist es dieser arme Glaube, dieser „Glaube allein“, der zur Quelle der Dankbarkeit werden kann. Er scheint so wenig zu sein und was er bringt, hat scheinbar ganz wenig Zugriff auf das Leben in der Welt. Und dennoch, wie kann man genug dafür danken, dass man zu Christus hingezogen wurde, dass man ihn persönlicher kennenlernte und im Hinblick auf ihn ein gewisses Licht ins Herz gelegt bekam? Dankbarkeit also für die Gabe des Glaubens, aber auch Dankbarkeit für die Gabe, die Christus selber ist. Denn um zu sagen, wer Er in sich selbst ist, hätte Gott niemals weiter gehen können, als er es in Christus getan hat.

Als Paulus an die Kirche von Kolossä schreibt, in der man andere Quellen der Gewissheit erforschte als jene, die im Glauben gegeben sind, fügt er auf bezeichnende Weise jeder seiner Klarstellungen und Ermahnungen einen Aufruf zur Danksagung hinzu (Kolosser 1,12; 2,7; 3,15; 4,2). Selbst wenn er sich sehr schwach fühlt, wird der Glaube nämlich stark, sobald er die Augen für alles offen hält, was uns gegeben wurde, und bewusst dafür Dank sagt.

Ein aufrichtiger Glaube stellt sich also nicht als ein

naiver Glaube dar, der sich weigert weiterzuwachsen und sich neuen Fragen zu stellen. Es ist eher ein Glaube, der sich von Dankbarkeit tragen lässt, und so die kleine Flamme am Brennen hält, die ins Herz gelegt wurde. Die Entäußerung eines solchen Glaubens hat nichts Trauriges oder Karges, denn sie wird nicht schmerzlich empfunden, als würden wir nicht genug empfangen. Sondern solcher Glaube ruft eher dazu auf, immer mehr in einer persönlichen Beziehung mit Christus zu leben, im Sinn, in dem Paulus zu den Philippnern darüber spricht. „Ich sehe nun alles für nachteilig an angesichts des alles übertreffenden Gewinns, der die Erkenntnis Jesu Christi, meines Herrn, ist“ (3,8). Wenn es im Glauben ein Glück gibt – und die ersten Christen sagten, sie seien glücklich zu glauben –, kommt dieses Glück nicht nur von den Perspektiven, die der Glaube eröffnet. Es liegt ebenso sehr in der Erkenntnis Christi, in einer konkreten und vertrauten Gemeinschaft mit ihm.

Freilich schließt unser Glaube auch unpersönlichere Elemente ein. Das Geheimnis der Schöpfung wie das der Gegenwart des Geistes in dieser Schöpfung rühren an Dimensionen des Unendlichen, die uns übersteigen. Im Dialog mit den Religionen Indiens, aber auch den exakten Wissenschaften gegenüber, kommt es darauf an, sich dessen klar bewusst zu sein. Dennoch bleibt der Kern des Glaubens immer die Entdeckung Christi, die Beziehung mit ihm, der Blick, der sein Angesicht sucht. Die unpersönlicheren Elemente werden von der Mitte her erhellt. So kann Paulus Christus in seinen Bezug zum All stellen, wie es mit all seinen Dimensionen und seiner Geschichte geschaffen wurde (Kolosser 1,15-20), und gleichzeitig

seine eigenen Leiden für eine sehr persönliche Weise ansehen, am Los teilzuhaben, das diesem Christus in dieser Welt noch zudedacht ist (Kolosser 1,24). Vom Feuer, das in seinem Herzen brennt, erhellen sich die entferntesten Perspektiven.

Die Anbetung

Am Ende des Evangeliums nach Matthäus beeindruckt die Erscheinung des auferstandenen Christus die anwesenden Jünger so tief, dass sie vor ihm in einer Geste der Anbetung auf die Knie fallen. Der Evangelist hält fest, dass „manche jedoch zweifelten“ (Matthäus 28,17). Auf dem Höhepunkt des Evangeliums wird noch einmal klar, dass Gott sich nicht aufdrängt und niemanden zwingt. Jeder steht in seiner Freiheit da, auch der Zögernde.

Anbetung und Zweifel nebeneinander vorzufinden, kann uns helfen, sowohl die Anbetung wie den Glauben besser zu begreifen. Anbetung ist nicht, wie man es sich oft vorstellt, ein erzwungenes Sich-Niederwerfen, als würde man vor einer so hoch überlegenen Macht stehen, dass man nur zu weichen und sich zu beugen hat. Sie ist auch nicht mit einer rituellen Geste zu verwechseln, die sehr äußerlich bleiben kann. Auch wenn sie sich vornehmlich in einer Körperbewegung ausdrückt (in der Bibel: die Stirn auf den Boden legen), kommt sie von innen her, wie es uns der Bericht über den Blindgeborenen klar gezeigt hat. Dieser Mann, der endlich sehen kann,

hat es nicht mehr nötig, Jesus anzuschauen, nachdem ihn seine Heilung inwendig erhellt und er sich niederwirft (Johannes 9). Auch Thomas hat es nicht mehr nötig, die Wunden zu berühren. Wer sich in seinem Zweifel erkannt weiß, ist bereits über jede materielle Feststellung hinaus. Und es geht von ihm nur noch Anbetung aus (Johannes 20).

An einer anderen Stelle im Johannesevangelium spricht Jesus von einer Anbetung „im Geist und in der Wahrheit“ (Johannes 4,23-24). Der Ausdruck „im Geist“ will in erster Linie sagen: gemäß der geistlichen Natur Gottes – Gott ist Geist –, also ohne an einen bestimmten Ort oder an eine bestimmte äußerliche Vorstellung gebunden zu sein. Aber es kann gar nicht anders sein, als dass der Ausdruck ebenso besagt, dass diese Anbetung von innen her durch den Geist beseelt ist, durch jenen Geist, der uns innerlich mit Gott in Einklang bringt. Und wenn „in der Wahrheit“ sicherlich einen Gegensatz zu jeder noch unvollkommenen Erkenntnis über Gott bezeichnet, kann man dennoch nicht den Gedanken ausschließen, dass hier auch jene Wahrheit gemeint ist, von der der Mensch im Innersten überzeugt ist. Es geht um eine authentische Anbetung, die innerlich als legitim und in keiner Weise erzwungen empfunden wird.

Allein das Wort „Anbetung“ kann jedoch leicht zu der Vorstellung verleiten, dass in ihr etwas Erhabenes liegt, das Menschen vorbehalten ist, die einen starken Glauben haben. Ein Leitsatz des Johannes vom Kreuz kann tiefer erfassen helfen, was unter Anbetung zu verstehen ist: „Der Vater hat nur ein Wort gesagt, das war sein Sohn; und in einem

ewigen Schweigen sagt er es unaufhörlich; es ist also auch an uns, dieses Wort im Schweigen zu hören.“

Das Schweigen Gottes ist für alle, die glauben, eine Anfechtung. Es besagt zwar, dass Gott sich keinem Menschen aufdrängt, aber für viele ist Gott einfach zu still. Haben Menschen in seinem Namen gesprochen, hatten sie Offenbarung und Einsicht in seinem Willen, konnten sie doch weder seine wahre Natur darlegen noch sein Herz aufschliessen. Dazu mußte man auf seinen Sohn warten. In ihm hat Gott das Schweigen gebrochen. In ihm ist er so weit wie möglich gegangen, um zu sagen, wer er ist, es nicht durch Reden zu sagen, sondern durch ein menschliches Leben wie das unsere, ein Leben, das sich hingibt. Niemals hätte er darüber hinausgehen können. Nichts konnte deutlicher zeigen, wer er von jeher ist und wie sehr er liebt.

Dieses einzige Wort hallt nun unaufhörlich wider. Gott fügt keine anderen Worte hinzu. Er sagt es wieder und wieder. In diesem Sinn kann man sagen, dass es in einem Schweigen widerhallt und nicht durch noch weitere Behauptungen übertönt wird. Um es aufzunehmen, muss die Seele sich auf dieses Schweigen einstellen, muss über die Suche nach schnellen Antworten oder einfachen Lösungen hinauswachsen. Das Wort kommt aus dem Herzen Gottes, öffnet sein Herz und sucht das unsere, und wendet sich dabei an das, was uns zu Grunde liegt. Es geht von einem Herzen zum anderen.

Dann verstehe ich, dass es in ihm nur Liebe gibt. Ich werde es mehr und mehr verstehen. So weit ich auch Gott nahekommen kann, niemals erreiche ich das Ende dieser Wahrheit. Immer wieder neu muss ich diese Wahrheit

in der Stille empfangen, in einer Stille, die in die Stille Gottes selbst einzumünden versucht.

Das Kommen Jesu auf diesem Hintergrund dieser Stille zu begreifen, öffnet für die Anbetung. Allein die Tatsache, dass Gottes Schweigen gebrochen wurde, erschüttert uns. Gott ist nicht stumm geblieben, er wollte ein Wort sagen, nicht von oben, sondern in einem Leben wie dem unseren, wie von unten. Und der Inhalt dieses Wortes erschüttert uns noch tiefer: Das also ist der Preis, den wir in Gottes Augen haben, das also ist das Geheimnis der Schöpfung! So weit ist Gott gegangen! Und dennoch, mit welcher Rücksicht wird uns dies gesagt. Nichts wird aufgezwungen.

Unsere inneren Diskussionen, unsere Beweisketten, an denen sich der Zweifel nährt, verstummen dann. Was Gott mit dem Kommen Jesu sagt – selbst wenn es uns nur in einer Art Flüstern erreicht, „im Geräusch eines verhaltenen Atems“ (1 Könige 19,12) –, was Gott hier sagt, hat unendlich mehr Gewicht als alles, was in unserem Inneren aufsteigen kann. Hier sind wir tiefer erkannt, als unser Bewusstsein reicht. Hier können wir nur still werden und uns überlassen, uns anbetend niederwerfen.

Wie das Bewusstsein, lediglich einen schwachen Glauben zu haben, viele Menschen nicht daran hindert, mit tiefem und kühnem Vertrauen zu handeln – weil sie dem Wenigen, das sie erhellt, Vorrang einräumen –, so verhält es sich auch mit der Anbetung: Vorrang wird dem gegeben, das uns ergriffen hat: um uns vollkommen zu ergreifen. Ein Glaube, der sich seiner Zerbrechlichkeit bewußt ist, könnte leicht auf das menschliche Maß

schrumpfen und sich beschränken. Dies hiesse aber, dem Wesen des Glaubens wieder zu misstrauen. Es liegt im Wesen des Glaubens, nach dem zu trachten, was noch jenseits ist: nach einer Begegnung, nach der Anbetung.